

UMSCHAU

Ein Christentag in Hamburg im Jahr 2000

Diese Zeilen entstanden unter dem Eindruck des Erlebnisses des evangelischen Kirchentags in Hamburg (14.–19. Juni 1995). Wie verwandelt war die Szene am Hauptbahnhof der Hansestadt: Sonst Umschlagplatz Drogenabhängiger, alkoholisierten Schlägertypen, Obdachloser, herrschte nun der fröhliche Andrang vieler tausend Jugendlicher, fast alle mit Rucksack und in Schmuttelwetterkleidung. Das Gedränge in den U- und S-Bahnen ließ selbst mürrische Hamburger Mienen erhellten, obwohl vereinzelt auch T-Shirts auftauchten mit der Aufschrift: „Wir sind Hamburger – weg mit dem Kirchentag!“ Fast mühe-los vollzog sich die Suche nach Privatquartieren. Schätzungsweise ein Drittel davon stellten in manchen Stadtteilen katholische Gemeindemitglieder. Ein katholischer Pfarrer teilte beinahe entnervt mit: „200 Schlafplätze hat unsere Schule für Jugendliche zur Verfügung gestellt; 500 Jugendliche kamen. Die mußte ich wieder fort-schicken. Das Gemeindehaus ist überfüllt beim Gastspiel eines Kabarett aus Erfurt; in unserer Kirche (Freitagabend) ist kein Platz mehr, dort singt ein Gospelchor.“

Ein Blick in das umfangreiche Kirchentagspro-gramm weckte Erstaunen darüber, wieviel katho-lische Prominenz – keineswegs nur Bischöfe und Kleriker – dort zu Wort kommen sollte. Das große „Fest der Völker“ fand um den katholi-schen Mariendom statt. Der neue Erzbischof war bei den Höhepunkten fast immer dabei. Nicht wenige Eröffnungsgottesdienste fanden in katho-lischen Kirchen statt.

Obwohl es „evangelischer Kirchentag“ hieß, wurde das Ganze doch von vielen als „Chri-stentag“ verstanden, auch für Noch-nicht-Chri-sten oder Nicht-mehr-Christen. Ökumene (für das breite Volk ohnehin ein Fremdwort) wurde nicht plakativ herausgestellt. Ökumene ereigne-te sich einfach. Für christliche Insider ist der Ökumene-Begriff fast immer behaftet mit mü-hevollen theologisch-intellektuellen Anstrengun-

gen, mit Konferenzen, Resolutionen und Papi-eren.

Mehr Ereignischarakter hatte schon 1971 das Ökumenische Pfingsttreffen in Augsburg. Dort war Ökumene das bewußt angezielte Thema. Die Teilnehmerzahl war natürlich wesentlich ge-ringer als bei Katholikentagen oder evangeli-schen Kirchentagen. Augsburg zählte 8270 Teil-nehmer, davon stammte schon fast ein Fünftel aus kirchlichen Berufen im weitesten Sinn. Ka-tholiken und Protestanten hielten sich in etwa die Waage. Ein Viertel der Teilnehmer gehörte der jüngeren Generation an.

Aber die Thematik war konzentriert auf Öku-mene in Glaubensverkündigung, Gottesdienst und Diakonie. Beim Hamburger evangelischen Kirchentag gab es fast einen Supermarkt von Angeboten. Tierschutz, Wasserprobleme, Baby-nahrung und vor allem der Shell-Boycott der Umweltschutzbewegung standen nebeneinander. Sollte sich jeder seine Kirche individuell aus dem Vielfaltsangebot selbst herausuchen? Katholi-kentage trifft solcher Vorwurf auch nicht ganz unbegründet. Trotzdem stellte man in Hamburg verblüfft fest: Die Glaubenthemen fanden mehr Interesse als alle anderen, auch politischen, Ak-tualitäten. Die ältere und jüngere Generation war dabei ausgewogen vertreten.

Nun steht in fünf Jahren auf Beschluß des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zum Jahr 2000 ein Katholikentag in Hamburg bevor. Schon in Augsburg 1971 durfte ich im Namen der Arbeitsgruppe „Glaubensnot und Kirche“ (mit 1800 Personen die stärkste Gruppe) beim ökumenischen Schlußgottesdienst die Bitte aus-sprechen: „Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und das Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags mögen in etwa zwei Jahren wieder ein Treffen der verschiedenen Kir-chen durchführen. In den Diskussionsgruppen wurde dabei der Wunsch laut, die Gemeinden in der Vorbereitung wie auch in der Thematik eines

neuen gemeinsamen Kirchentages mehr und konkreter zum Zug kommen zu lassen.“

Unter dem Eindruck des eben zu Ende gegangenen evangelischen Kirchentags in Hamburg kann diese Bitte nur im Grundsatz wiederholt werden. Statt von einem ökumenischen Treffen sollte man besser von einem Christentag oder Christentreffen in Deutschland sprechen. Der konkrete Einbezug der Gemeinden könnte heute besser gelingen als vor 24 Jahren. Die Zahl der Teilnehmer sollte keine so große Rolle in der Zielvorstellung spielen. Wichtiger ist die Konzentrierung auf die Suche nach Wegen, die zur Lösung der Sinnfragen des modernen Menschen führen. Diese werden zur Jahrtausendwende wohl noch dringlicher. Die Lösung liegt nicht in der Verteidigung gestriger Bastionen, und schon gar nicht in der Menge der Auswahl von religiös kaschierten Beliebigkeiten.

In seinem Apostolischen Schreiben zur Vorbereitung der Feier zur Jahrtausendwende weist

Papst Johannes Paul II. auf eine Aufgabe besonders hin: „Das Herannahen des Endes des zweiten Jahrtausends spornt alle zu einer Gewissensprüfung und zu passenden ökumenischen Initiativen an, so daß man im großen Jubeljahr, wenn schon nicht in völliger Einheit, so wenigstens in der Zuversicht auftreten kann, der Überwindung der Spaltungen des zweiten Jahrtausends sehr nahe zu sein. Dazu bedarf es – das sieht jeder – einer enormen Anstrengung“ (34).

Der Pfingstgeist zeigt die einzig mögliche Zielvorstellung an: „Wir hören sie in verschiedenen Sprachen Gottes große Taten verkünden“ (Apg 2, 11). Das ist die Einheit in Vielfalt, die das Skandalum einer zerrissenen Christenheit aufheben kann. „Alle sollen eins sein: wie du Vater in mir bist, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast“ (Joh 17, 21). Ein Christentreffen neuer Art könnte solches Zeugnis geben.

Henry Fischer

Max Picard und das „apokalyptische“ Denken

Umberto Eco hat – mit einem zwinkernden Auge – die Kulturphilosophen einmal in zwei Gruppen aufgeteilt, in Apokalyptiker und Integrierte. Die Integrierten huldigen nach Eco einem vorbehaltlosen Fortschrittsoptimismus, während die Apokalyptiker „in den Geschehnissen der Vergangenheit lauter Symbole einer wohlbekannten Harmonie erblicken und in denen der Gegenwart lauter Symbole eines unaufhaltsamen Niedergangs, so daß ihnen jedes Mädchen im Minirock nur als dechiffrierbare Hieroglyphe für ein Ende der Zeiten erscheint“. Als Paradebeispiel eines Integrierten nennt Eco den amerikanischen Medienforscher Marshall McLuhan, und Hans Sedlmayr, der die Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderte als fortschreitenden „Verlust der Mitte“ (1948) beschrieb, gilt ihm als musterhafter Apokalyptiker.

Schon Jahre vor Sedlmayr hat der Schweizer Max Picard (1888–1965) mit apokalyptischen Büchern (im Sinn Ecos) wie „Der letzte Mensch“ (1921) oder „Die Flucht vor Gott“ (1934) Aufsehen erregt. Rainer Maria Rilke, Joseph Roth, Hermann Hesse, Rudolf Kassner und Gabriel

Marcel zählten zu seinem Leserkreis, und seine Werke wurden in zehn Sprachen übersetzt. Man bewunderte Picards schonungslose Gegenwarts-kritik, die in einem brillanten Stil vorgetragen wurde. Hesse nannte eine von Picards Publikationen eine „seherische Dichtung“ und „echte Vision“, und das Attribut eines „Sehers“, mit dem sich Picard übrigens am besten charakterisiert fühlte, wurde ihm von zeitgenössischen Rezensenten am häufigsten verliehen. Heute freilich gilt er in den paar Nachschlagewerken, die ihn noch führen, weniger emotionsreich als Kulturphilosoph und Kulturessayist konservativer Prägung.

Max Picard wuchs als Kind schweizerischer Eltern, die den jüdischen Glauben praktizierten, im Schwarzwald auf. Nach Abschluß eines Medizinstudiums übte er den Arztberuf nur wenige Jahre in München aus. Schon 1918 übersiedelte Picard in das Tessin (Schweiz) und lebte dort als freier Schriftsteller. Am Osterdienstag 1939 ließ er sich katholisch taufen, was einige Freunde als opportunistisches Überlaufen zum Feind mißinterpretierten. Aber Max Picard fühlte sich auch